

AUF DER STRASSE, VOM WIRTSHAUS KOMMEND, wurde ich von einem älteren Mann angesprochen und gefragt, ob ich mich gegen (allerdings geringe) Bezahlung für einen Boxkampf in seinem Club zur Verfügung stellen würde. Der Kampf sei schon lang angekündigt, die Zuseher hätten Eintritt bezahlt, nun aber sei einer der Athleten erkrankt, daher brauche er dringend Ersatz. Überraschenderweise – ich musste gewaltige Geldsorgen haben – sagte ich zu und wurde in ein barackenartiges Gebäude und weiter in eine schmutzige Garderobe geführt, wo mir, während ich mich umzog, der Mann, der ein Boxtrainer sein musste, verschiedene Grundregeln dieser Sportart beizubringen versuchte. Er ließ mich Luftschläge ausführen – »schneller, viel schneller muss das gehen« – und sprach mir, der schon bald den voreiligen Entschluss bereute und fürchtete, schmerzhaft Verletzungen davonzutragen, Mut zu: Mein Gegner sei kein besonders talentierter Boxer, der klare Außenseiter in dem ursprünglich geplant gewesenen Kampf, mit ein wenig Glück könne ich ihn sogar besiegen.

Nachdem er mir noch einige taktische Ratschläge gegeben hatte, wurde ich nach nebenan geschickt, in einen etwas größeren, aber ebenso heruntergekommenen Raum, in dem der Kampf stattfinden sollte. Einen Boxring gab es nicht, nur eine quadratische Matte war in der Mitte des Raums ausgelegt, und das angekündigte Publikum bestand aus fünf oder sechs älteren Männern, die alle Zigarren rauchten, sodass ein dicker, stinkender Tabaknebel in der Luft lag. Mein Gegner erwartete mich schon und winkte mir, während sein Betreuer ihn massierte, von der gegenüberliegenden Seite des Raums freundlich zu. Er war ein großgewachsener, bärtiger Mann, ungefähr in meinem Alter und tatsächlich nicht besonders muskulös, aber sicher kräftig genug, um mich in kurzer Zeit k. o. zu schlagen. Mein Anwerber war inzwischen nachgekommen und for-

derte mich auf, in den »Kampfanzug« zu schlüpfen, den er mir hinhielt, eine Art Neoprenanzug, an dessen Ärmeln die Boxhandschuhe fest angenäht waren und der, ähnlich einem Strampelhöschen für Babys, an der Vorderseite mit einem Reißverschluss zu schließen war. Er erwies sich allerdings als zu groß, es war unmöglich, mit den Händen in die Handschuhe zu gelangen, nutzlos baumelten sie herab, also wurde, zum Unmut der Zuseher, die Beginnzeit verschoben, bis mein Betreuer einen passenden Anzug aufgetrieben haben würde. Ich ging inzwischen, um nicht den Zigarrenrauch einatmen zu müssen, nach draußen auf die Straße (warum floh ich nicht?) und kontrollierte, um mich abzulenken, mein Handy auf ver-säumte Anrufe, fand einen von einer mir unbekanntem Nummer und rief zurück. Am anderen Ende war meine Mutter. Sie sei am Flughafen gewesen, um eine Bekannte abzuholen, sagte sie – seit wann gab es in S. einen Flughafen? –, und habe ihr Handy zu Hause vergessen und daher von einem Automaten aus angerufen. Inzwischen sei sie aber schon lang wieder daheim (warum erreichte ich sie dann unter dieser Nummer?), auch sei der Anruf nicht wichtig gewesen, sie habe sich nur die Wartezeit verkürzen und wissen wollen, ob alles in Ordnung sei. Nun ja, sagte ich, momentan sei alles in Ordnung, aber ob das in einer halben Stunde auch noch so sein werde, könne ich nicht sagen, ich stünde nämlich gerade vor dem ersten Boxkampf meines Lebens. »Na, sehr sauber«, sagte meine Mutter – ich hasste es, wenn sie das sagte –, »na, sehr sauber, da hast du dich wieder auf etwas Schönes eingelassen. Ruf mich gleich hinterher an und sag mir, wie es war. Bis dann.«

Sie legte auf, und ich steckte das Handy in die Bademanteltasche, ging noch ein wenig vor dem Gebäude auf und ab und überlegte, auf was für eine Weise ich einer Verletzung am besten entgehen könnte. Ständig davonlaufen? Mich sofort nie-

derschlagen lassen? Selbst dem Gegner einen Schlag unter die Gürtellinie versetzen und disqualifiziert werden? Ich kam zu keinem Ergebnis und ergab mich schließlich in mein Schicksal und kehrte in den Raum zurück. Dort aber war nun alles ganz anders als vorher. Wohl hing noch der Zigarrenqualm in der Luft, aber die Zuseher und die anderen Mitglieder des Boxclubs waren verschwunden, der Raum war bevölkert von – an den Gewändern war das leicht zu erkennen – Judokas, die eben dabei waren, sich aufzuwärmen. Ich trat zu einem von ihnen und fragte, ob hier nicht ein Boxkampf stattfinden sollte, und er antwortete, das wisse er nicht, die Boxer seien schon weg. Für die nächsten zwei Stunden sei dieser Raum für sie, die Judokas reserviert, die Boxer kämen erst in drei Tagen wieder. Ich atmete auf, bedankte mich für die Auskunft und beeilte mich fortzukommen, aus Furcht, dass er mich fragen könnte, ob ich nicht Lust hätte, an einem Judokampf teilzunehmen, und ich womöglich auch dazu bereit gewesen wäre.

ICH STAND IN EINEM GROSSEN, HOHEN, FAST LEEREN RAUM, in der Hand ein Paar Schuhe, neu gekaufte, eng sitzende Slipper, und sah mich um nach einem Schuhlöffel, ohne dessen Hilfe ich sie unmöglich würde anziehen können. Ein Schuhlöffel war jedoch nicht aufzufinden, also stöberte ich in einer mächtigen Kommode, dem einzigen Möbelstück in diesem Raum, nach einem anderen Gegenstand, den ich verwenden konnte, und fand einen Porzellansuppenlöffel, wie sie in asiatischen Restaurants gebräuchlich sind. Da in dem Raum auch keine Sitzgelegenheit vorhanden war und mir das Bücken schwerfiel, stellte ich meinen Fuß auf einen etwa einen halben Meter hohen, an der Oberseite scharfkantig abgeschnittenen Blechkanister, der in der Nähe der Eingangstür stand. Zu spät, erst als ich, auch weil sich der Suppenlöffel als Schuhlöffel nicht wirklich eignete, abgerutscht war, bemerkte ich, dass sich in dem Eimer Mayonnaisesalat befand. Sowohl Löffel als auch Schuh waren durch mein Ungeschick hineingefallen, meine Socke war getränkt mit Mayonnaise, überdies hatte ich mich geschnitten, Blut tropfte in den Salat.

Mir war das äußerst unangenehm, denn nun erinnerte ich mich, dass ich selbst es ja gewesen war, der diesen Kanister hierher gebracht hatte. E. hatte den Salat zubereitet für einen Empfang, der an diesem Abend in diesem Raum stattfinden sollte und der für uns beide – warum? – von größter Wichtigkeit war. Panisch, sie könne plötzlich auftauchen und das Malheur entdecken, entfernte ich erst den Schuh und tastete dann nach dem Löffel, der bis auf den Boden des Kanisters hinabgesunken war, fand ihn nach längerem Suchen und beförderte ihn erleichtert zutage. Aber wie sah ich aus! Fuß und Unterarm waren voll Mayonnaise, ebenso mein Schuh und der asiatische Löffel, die Schnittwunde blutete immer noch. Ich blickte mich um nach einer Waschgelegenheit, aber auch eine

Waschgelegenheit war nirgends zu entdecken, also setzte ich mich auf den Boden und begann, um auf diese Weise die Spuren meines Missgeschicks zu beseitigen, erst die Objekte und dann mich selbst abzulecken, widerwillig anfangs, doch bald mit wachsender Gier.

S., IN DAS ICH NACH EINEM LÄNGEREN AUSLANDSAUFENTHALT ZURÜCKGEKEHRT WAR, war wie immer, mit der einzigen Ausnahme, dass plötzlich ungewöhnliche Fahrzeuge in der Stadt auftauchten, Überwachungswagen, wie es hieß, die, mit hochempfindlichen Instrumenten ausgestattet, dazu dienten, Passanten zu beobachten und zu belauschen. Äußerte jemand Unzufriedenheit, so sprangen, wie in den Gaststuben glaubhaft erzählt wurde, sofort uniformierte Beamte aus ihnen und verhafteten die jeweilige Person, zerrten sie ins Fahrzeug und brachten sie an einen unbekanntem Ort. Bald führten die Menschen Gespräche nur noch im Flüsterton oder verstummten überhaupt, immer weniger wagten sich auf die Straße. Die Wagen aber wurden immer zahlreicher, wo immer man ging, stieß man auf einen. Sie waren aus weichem grünem Kunststoff, nichts Eckiges war an ihnen, weder Fenster noch Türen waren von außen zu erkennen, alles eine einheitliche Masse ohne sichtbare Naht- oder Schweißstellen. Die Kühlerhauben (oder was bei gewöhnlichen Fahrzeugen die Kühlerhauben gewesen wären) hatten die Form von Tierköpfen oder menschlichen Gesichtern, was ihr bedrohliches Aussehen noch steigerte. Auch gaben sie kein Geräusch von sich, lautlos schlichen sie durch die Straßen, in den verstecktesten Gässchen waren sie anzutreffen, selbst den steilen, steinigem, auch für Fußgänger schwer zu bewältigenden Steig auf einen Hügel hinter meinem Elternhaus befuhren sie ohne Probleme. Ein großes Schweigen lastete auf der Stadt, niemand wagte zu sprechen, stumm gingen alle ihren Geschäften nach, immerzu belauert von einer wachsenden Zahl von Überwachungswagen.

IN EINEM RESTAURANT NAHE WIEN fand eine Veranstaltung statt, deren Zweck es war, nach Methoden zu suchen, wie es gelingen könnte, die Reputation des Bundeslandes Kärnten zu verbessern, die durch verschiedene von einer früheren Regierung verursachte Skandale nachhaltig beschädigt worden war. Wirtschaftstreibende, Künstler und andere Personen des öffentlichen Lebens waren dazu eingeladen, auch E. und ich, und wir hatten der Einladung gern Folge geleistet, denn auch wir wollten, dass der vergleichsweise gute Ruf, den das Land unserer Herkunft früher, vor dem Antritt dieser Regierung gehabt hatte, wieder hergestellt würde.

Umso verärgerter waren wir daher, als wir feststellten, dass die meisten Landespolitiker und Gäste in Luxuslimousinen angereist kamen, manche begleitet von Escort-Girls, Illustriertenschönheiten, offensichtlich bei den teuersten Agenturen angeheuert. Nicht weniger protzig traten die weiblichen Gäste auf, sie waren gehüllt in Modellkleider, behängt mit kostbarem Schmuck, und auch von ihnen befanden sich viele in Begleitung schöner, braungebrannter, wohl nur für diesen einen Abend engagierter junger Männer.

Empört über diese gerade angesichts der Schulden, die die frühere Regierung angehäuft hatte und zu deren Beseitigung, wie fast täglich in der Presse zu lesen war, schmerzhaft Sparmaßnahmen nötig sein würden, doppelt abstoßende Prasserei, beschlossen wir, die Veranstaltung unverzüglich zu verlassen, und riefen nach dem Kellner. Sofort erschien er an unserem Tisch – auch er ein schöner, braungebrannter junger Mann in teuren Lederhosen und einem Trachtengilet über dem weißen Hemd – und legte uns die Rechnung hin, nicht ohne sein Bedauern auszudrücken über unseren vorzeitigen Abschied. Als sei er selbst für diese Veranstaltung verantwortlich, bat er, bevor wir gingen, wenigstens noch einen Segen über uns spre-

chen zu dürfen. Wir gestatteten es, amüsiert über einen so sonderbaren Wunsch, und er faltete die Hände, schloss die Augen, führte, nach einigen Sekunden des Schweigens, die Handbewegungen des Segnens über unseren Stirnen aus und sagte in priesterlichem Ton: »Hallo, ich bin die Anni.«



ICH WAR, NACH SO VIELEN JAHREN IM SCHRIFTSTELLERBERUF, endlich bereit, Geld zu verdienen, und beschloss, einen Kriminalroman zu schreiben. Um von vornherein jedes Risiko auszuschließen, hatte ich ein Marktforschungsinstitut beauftragt, Wünsche und Vorlieben des Lesepublikums näher zu untersuchen. Rasch lag das Ergebnis vor und entsprach in den wichtigsten Punkten – Satzbau, Figurenanzahl, Plausibilität – dem, was ich erwartet hatte. Nur in wenigen Details gab es Abweichungen. Die größte Überraschung für mich war, dass bei der Frage, ob als Mordopfer ein übergewichtiger, glatzköpfiger Mann mittleren Alters oder eine gutaussehende junge Frau vorzuziehen wäre, sich über achtzig Prozent der Befragten für diese entschieden. Das sei aber, sagte ich zu E., mit der ich gemeinsam die Ergebnisse durchsah, gut für mich, denn auch in der literarischen Umsetzung sei es einfacher, statt eines adipösen Widerlings eine auf ihre Linie bedachte, wahrscheinlich nicht einmal fünfzig Kilo schwere Person nach ihrer Ermordung vom Parterre in den vierten Stock zu transportieren und dort, um einen Selbstmord vorzutäuschen, vom Balkon stürzen zu lassen.